

„Diese Pianistin ist zweifellos eine Ausnahmeerscheinung durch ihren unbedingten Willen zur Gestaltung und der Erkundung von Grenzen.“ Mit dieser Begründung verlieh die Jury des renommierten Géza-Anda-Wettbewerbs der russischen Pianistin Varvara den Ersten Preis. Dass diese Einschätzung nicht zu hoch gegriffen war, konnten die Konzertbesucher letztes Jahr beim Klavier-Festival Ruhr erleben. Ob in Schumanns „Kreisleriana“, Beethovens später Sonate op. 109 oder in Händels vierter Klaviersuite, Varvara meisterte die lyrischen Passagen ebenso souverän wie die dramatisch-furiösen Episoden der Werke. Einen Mitschnitt aus diesem Konzert finden Sie auf unserer Hör Tipp-CD, ein Porträt von Varvara lesen Sie in dieser Ausgabe auf Seite 36.



Der Wille zum Optimum

Die russische Pianistin **Varvara Nepomnyashchaya** begeisterte in ihrem Debüt beim Klavier-Festival Ruhr 2013 mit virtuosem Zugriff und lyrischer Versenkung. Zudem ist sie eine ausgewiesene Kammermusikerin, wie Christoph Vratz im Gespräch mit ihr erfuhr.

Foto: Priska Ketterer/KFR



Urteil aus berufenem Munde: „Diese Pianistin ist zweifellos eine Ausnahmerecheinung durch ihren unbedingten Willen zur Gestaltung und der Erkundung von Grenzen; dafür ist sie bereit, mit ihrer brillanten, wenngleich unkonventionellen pianistischen Technik alles zu wagen.“ So begründete 2012 die Jury des Géza Anda-Wettbewerbs die Vergabe des Ersten Preises an Varvara Nepomnyashchaya. Zusätzlich bekam die junge Pianistin auch den Publikumspreis und den Mozart-Preis des Musikkollegiums Winterthur zugesprochen.

Unkonventionelle Technik? Darauf angesprochen, reagiert Varvara, wie sie sich aufgrund der Komplexität ihres Nachnamens lieber verkürzt nennt, ein wenig ratlos: „Da müssen Sie die Jury fragen! Ich weiß es nicht. Ich spiele, wie ich spiele und denke nicht daran, etwas besonders oder anders zu machen.“ Wettbewerbe hält sie insgesamt für eine „gute Schule“. Inwiefern? „Für alles: Umgang mit Nervosität, Hören und Zuhören, Meinungs- und Charakterbildung, Konzertsituation, Erfahrung von Grenzen.“ Doch über allem stehe die Musik, ergänzt Varvara verallgemeinernd. Das bedeute zunächst einmal zu verstehen, was ein Komponist gemeint hat und wie sich dies vermitteln lässt.

Mit vier Jahren hat sie mit dem Musikmachen begonnen. Ein Instrument vor dem Klavier hat es nicht gegeben. Keine Flöte, keine Früherziehung. Die Eltern mögen Musik, haben aber beruflich nichts mit ihr am Hut. Der Vater ist Mathematiker, die Mutter Englisch-Lehrerin. „Aber ich habe viel Musik gehört, das hat mich geprägt.“ Varvara spricht deutsch, wechselt aber zwischendurch lieber ins Englische. Ihre Antworten sind knapp und präzise. „Ich war ein normales Kind. Ich war faul.“ Keine Wunderbegabung. Oder doch? Immerhin kam sie bereits mit elf Jahren, nach zweijähriger intensiver Vorbereitung, ans Moskauer Gnessin-Institut. Dort haben sich schon andere Pianisten ihre frühen Sporen verdient: Maisenberg, Tokarev, Lifschitz, Kissin. „Am Anfang steht natürlich die technische Ausbildung im Fokus, aber danach wird es zunehmend freier, vor allem mit Blick auf das Repertoire.“

Prägende Konzerterlebnisse? „Nicht so viele.“ Wie das? „Weil ich damals noch nicht die feste Absicht hatte, Musikerin zu werden.“ Dennoch hat sich Varvara einiges abgeschaut: bei Teilnehmern des Tschaikowsky-Wettbewerbs, bei diversen Gastspielen – etwa von Boris Berezowsky. Als sie zum Tschaikowsky-Konservatorium wechselte, wurde aus einer Neigung schließlich Ernst. „Meine Eltern wollten, dass ich einen Beruf wähle, für den ich Leidenschaft mitbringe – egal, was es sein würde.“ So wurde es die Musik. Als Varvara nach Hamburg wechselte, begann die Arbeit mit Evgeny Koroliov. „Wir haben uns

bereits 2006 beim Bach-Wettbewerb in Leipzig kennen gelernt. Er saß damals in der Jury.“ Man kam und blieb in Kontakt. Zu beschreiben, was seine Art des Unterrichtens ausmacht, fällt Varvara beinahe schwer: „Es ist einfach seine Art zu hören und über Musik zu sprechen. Vor allem: Er vermeidet jedes Pushen. Und er akzeptiert die Gedanken und Meinungen seiner Studenten, regt sie gleichzeitig zum Weiterdenken an.“ Da schimmert sie durch, die Schule von Heinrich Neuhaus, bei dem Koroliov einst selbst studierte.

Gegenüber neuer Musik, gibt Varvara zu, ist sie etwas reserviert. Man könne nicht für alles einen gleichen Zugang finden. „Barockmusik beispielsweise fällt mir viel leichter: Ich habe sie oft gespielt, ich lerne sie schneller, ich kann sie leichter memorieren. Bei der Romantik ist es unterschiedlich. Deutsche Musik steht mir näher, Schumann etwa; Chopin dagegen bereitet mir mehr Probleme.“ Warum? „Schwer zu erklären“, wieder einmal. Beim Klavier-Festival Ruhr spielte sie im vergangenen Jahr die „Kreisleriana“. Früher habe sie dieses Werk regelrecht gehasst. „Mit 13 Jahren habe ich es erstmals gespielt – das war ein Fehler. Mein Lehrer wollte es unbedingt, aber es war zu früh, und das Stück entwickelte sich zur Tortur. Danach war Schumann für mich zunächst einmal erledigt.“ Mit Ausnahme einiger Kammermusikwerke. Erst als sie nach Deutschland kam,

wandte sie sich seinen Solowerken wieder zu, lernte die zweite Sonate und nahm sich auch die „Kreisleriana“ nochmals vor. „Irgendetwas war in der Zwischenzeit passiert. Auf einmal begann ich das Werk zu lieben und merkte: Das ist mein Stück.“ Das hört man auf dem vorliegenden Mitschnitt sofort. Entschlossen wirft sie sich in den ersten Teil; wenn Schumann im dritten Abschnitt

ein „noch schneller“ fordert, gelingt es ihr, noch eine Schippe draufzulegen; in den lyrischen Passagen nimmt sie sich zurück, der Versenkung nahe.

Das Wort Kammermusik hat Varvara fast nebenbei

fallen gelassen, doch sie hat diese Disziplin eigens studiert. „Es ist so schade, dass ich im Moment keine Zeit dafür habe! Ich würde sie so gern wieder stärker in meine Arbeit einbeziehen.“ Zu Moskauer Zeiten hatte sie ein eigenes Trio. Das habe ihr Zuhören geschult und geschärft. Heute fehle ihr schlicht die Zeit: Soloprogramme, Reisen, Konzerte mit Orchester. „Kammermusik aber braucht Zeit, auch wegen der Partner. Man kommt nicht nach nur ein oder zwei Proben zu einem überzeugenden Ergebnis. Vielleicht, wenn man mit festen Partnern arbeitet, aber da bin ich noch auf der Suche.“ Lied? „Noch schwerer. Weil ich glaube, dass es unglaublich mühsam ist, wirklich gute Sänger zu finden.“ Ihre negativen Erfahrungen am Konservatorium wirken in dieser Beziehung noch nach. Varvara legt die Messlatte nun mal hoch, für sich, für andere. Das gilt auch für ihre Lehrtätigkeit in Hamburg. Die hat sie inzwischen aufgegeben. „Es war Klavier als Nebenfach, und da ließen sich viele Vorstellungen nicht hinreichend umsetzen.“ Außerdem gäbe es nur wenige Künstler, die gute Pianisten und zugleich gute Lehrer seien. Auch da schimmert durch, was die Jury in Zürich ihr im letzten Jahr bescheinigte: den unbedingten Willen zum Optimum. ■

„Deutsche Musik steht mir näher, Chopin dagegen bereitet mir mehr Probleme“

Zur Person

Varvara Nepomnyashchaya wurde 1983 in Moskau geboren und begann mit elf Jahren als Jungstudentin ihre Ausbildung an der Gnessin Musik-Akademie, später wechselte sie zu Mikhail Voskresensky ans Tschaikowsky-Konservatorium. Seit 2011 studiert sie bei Evgeni Koroliov in Hamburg, wo sie selbst eine Zeit lang als Dozentin tätig war. Neben dem Zweiten Preis beim Bach-Wettbewerb in Leipzig 2006 und anderen Top-Drei-Platzierungen schlägt vor allem der Gewinn des Géza Anda-Wettbewerbs 2012 in Zürich zu Buche.